

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1936

10 (8.3.1936)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, den 8. März 1936

Folge 10. / Jahrgang 1936

WOLF JUSTIN HARTMANN:

Hölzerne Kreuze



Rings um das Reich stehen die hölzernen Kreuze.
Die lauernden Winde des Frühlings wehen über sie hin, wie über die Pappeln an den französischen Straßen, über Belgiens buchtige Heiden, aus denen vor Jahr und Tag schier unerkennlich verblühter im Versteck die Gewehre hervorjuckelten an den Wangen der Franktireurs, und über Flanderns Kanäle, daß sich eine düstere Flut mit sachten Kräuflern bewegt, als bebe sie wieder in der Erregung von jenem gepreßten Daus, der einmal tausendfach mit Geströh und mit Geurgel im Schlamm und im Wasser verjaht. Im Baltikum wehen die Winde und falten Knospen an den Eichen und Ebereschen auf, die über den Kreuzen rauschen; von dem Sturz jener Ersten an, die in die Knie brachen, als der Krieg noch ein vorwärtsgeleitetes, hinterrückendes Siegen war, bis zu den Anderen, Letzten, die sich als eine „Eiserne Division“ verbrühten und zähneknirschend zum verratenen Vaterland schleppeten; in einem Rückzug der Kanalen und der Verzweiflung. Es sind lind befreiende Winde, die über die Schneeweiten Russlands und durch polnische Wälder brausen; schwarz wie Scherenschnitte eines kaum mehr erkennbaren und unfaßlichen Todes ragen die Kreuze im Osten aus Eis und Schnee empor, wiedererlöst aus den sie verschüttenden Massen winterlicher Erstarrung. In ihren Längsbalken rieselt nun das helle Schmelzwasser nieder und von den Querbalken tropft es hinab in die unruhvolle Tiefe eines neuwachenden Lebens, das gärt und keimt und sich aus Dunkelheiten zum warmen Lichte drängt, das unaufhaltbar ist in seinem Willen zur Schöpfung und blütenprächtigt seine Aufzucht begehrt. In den Tälern der Eichen und der Eichen, am Fluß und an der Wiege und selbst im spröden Karst; wunderbar ist die Macht dieses ewigen Gesetzes, das uns mit Glauben und Zuversicht erfüllt, wo immer in der Welt die Winde des Kreuzes über hölzerne Kreuze wehen.

Jenseits der Grenzen des Reiches.
In fremder Erde, in die sie hineingerammt sind, stehen im Reichen, ein unübersehbarer Gürtel deutscher Opferzeichen, eines dem anderen gleich an Schlichtheit und Ernst und Weisheit; unbekannt oft; oft auch bedeckt mit einer langen Folge weiterverwahrter Namen.
Und alle über Hügel, die flacher und flacher wurden.
Und alle zu Häupten jener, die Väter, Brüder und Söhne unseres Volkes waren. Und unsere Kameraden. Dort, in den Stollen und Gräben, in Feuerstellen und hinter Strauch und Fels, auf offenen Unheilswiesen und im Gewirz zeretzter Stacheldrähte, morastig erstickender Trichter; wo „Kamerad“ kein Schlagwort, allzuhäufig beliebt, allzugeläufig gebraucht, sondern nur eine stumme und feste Bereitschaft war, eine selbstverständliche Haltung, eine beglückende Tat. Dort, wo der Untergang mit Ausmaßen und Formen des Ungeheuerlichen bei dröhnendem Lärm, bei Qualm, Brand, Gas und Gift, im Stahlhagel heranwuchtender und zermalmender Walzen die Anständigen packte, aber keinen der Schieber und Wächter, die fern, fern vom Höllenzauber glorreicher Erfindungen und gepriesener Maschinen ihren Profit aus der Pflichterfüllung der besten Männer suchten. Prozente berechneten und Dividenden erhöhten, Pöbchen und Kletterchen teilten nach bewährtem Bonzenbrauch, Titel und Würden einbehielten, im Schwager und im Wucher ihrer Geschäftstüchtigkeit feil wurden wie Maden im Speck oder auch nur auf der Bierbank, nahe am Nachlosen, mit der Tapferkeit der Spießer die Schlachtberichte lasen, um vor Kindern, Frauen und Tanten als Helden zu erscheinen. Dort, wo auf den heiligen Feldern eines beispiellosen Dienstes nur noch das Gebrüll zur Mäherlei entstellter Elemente, das Zuden zerfissener Leiber, geballte Häute, entstellter Mäuler waren. Und Seufzen, Schreien, Wimmern, Verfluchung und Gebet, ein Stammeln menschlicher Laute vor dem Dämonischen, das Schreden, Entsetzen, Grauen willkürlich aus sich wie, ein lechtes Lallen vielleicht oder vielleicht ein Gruß an die Mutter oder die Liebste in einer einsamen Stube. Aber die Schwächer fehlten, jene besondere Sorte, von der man oft nicht wußte, ob sie wirklich nur irr oder auch verbrochen ist; die über den Krieg wie über einen Spaziergang, einen Ausflug ins Grüne sprach und ihre Pfaffen drückte, als gelte im Kampf das Wort und nicht der Einsatz des Lebens; die „Ehre, Kaiser und Vaterland“ tagtäglich wie einen Schild ihrer untadeligen Gesinnung großartig vor sich herzutragen und hinter diesem emsig polierten Schild bei

Träffeln und bei Stößen, in bequemen Polsterseffeln, sorgsam vor jeder Not geschlossenen Limousinen und bei allem sonstigen Zubehör eines idyllischen Daseins ihren Heroismus bewies.
Dieweil die Fronten kämpften, bluteten und starben.
Dieweil ein Volk dem Elend und allen Leiden des Leibes und der Seele unfassbar anheimfiel, Frauen in schwarzen Gewändern um Brot und Margarine und vor den Totenstufen zu schauernden Schreien geboren, von den Augen der Mütter in Hungerkrämpfen verblühten, auf Straßen und auf Plätzen die Käuflichkeit aller Werte zu trüben Bogen schwoh und nicht etwa nur in Ecken und in Winkeln, in Kellern und Manjarden, sondern auch in Salons, in Luxushotels und Kurorten von Rang sich ein Gefindel vor dem notwendigen Wert für das, was Deutschland hieß, drückte, um „Morgenluft zu wittern“.
Die hölzernen Kreuze wissen von alledem nichts. Und nichts vom großen Geschäft.
Denn der Feigheit, Selbstsucht und Heuchelei wurden sie nie errichtet. Die Nebensarten verhalten vor ihrer stillen Gewalt, heute noch so wie damals, da die Granaten und Minen einen völkischen Adel zerbrachen, dem sie nun Mahnmale sind, und die Bäume zerfurchterten, aus denen man sie gezimmert.
Und Del oder Kupfer und Zink, Getreide, Schienen, Tonnen, Affen und Arbitragen, Devisen, Valuten, Stahl, Blei und Dynamit, die Hebelgriffe, an denen jene berückeltesten 800 Drahtzieher — wenig besichert in ihrer Freiheiten von Gewissen und Moral, mit einem Lächeln für das, was ein unerdorbener Sinn: Recht und Verantwortung nennt, und ohne Rücksicht auf das Wohl und Wehe der Völker — das Naderwerk herrschsüchtiger Spekulationen so meisterschaftlich lenkten, in einer hilflosen, planlosen, stumpfsinnig geduldrigen Welt, sind ihnen unbekannt.

Die hölzernen Kreuze kennen nur den Sonnenschein und den Mond.
Sie merken den Schatten der Wolken, die am Frühlingshimmel ziehen.
Sie spüren die wehenden Winde und den Dunst der neuen Geburt.
Sie lieben alle Blumen, die um sie im Grase blühen.
Aber die darunter ruhen, die haben es lang erfahren, daß jene, die am vernehmlichsten „Krieg!“ schrien, zu Hause blieben, daß der Patriotismus der Kriegsgewinnler nicht zu überbieten war in seinem schwingwollen Treiben und daß das Gold der Krämmer auf der Erde in einem unratigen, unüberbrückbaren Austrag mit dem Blut des Soldaten liegt.
Rings um das Reich verreckte sich dieses kostbarste Blut.
Es raunt und flüstert aus den Millionen Gräbern, wenn die taunassen Kreuzesbalken im Sonnenaufgang erglänzen. Es steigt wie ein feiner, hinschwebender Schleier auf, am dämmernden Abend und im Glanz der flirrenden Sterne, weht und verdrückt sich geheimnisvoll zu Schemen verblühener Helden, die sich voll Feiery erheben aus der Verunkenheit ihres Schlummers; aus Träumen, die einst zerfloßen, bevor sie ausgeträumt wurden; aus Wonne und Kümmernissen, Aengsten und Hoffnungen, die einmal die ihren waren und die sie erschütterter hatten mit Liebe und mit Haß.
Ein nicht ausgelebtes und doch nach dem Gesetz seiner Sendung und Berufung herrlich vollendetes Leben formt sich zu Schar und Haut. Mann neben Mann, und wird zu einem Oerban, der noch in seiner Verflärung Deutschlands Opferkraft für Recht und Freiheit und Größe vor Gott und den Menschen bezeugt.
Sie stehen hinter den Kreuzen und schauen uns wortlos an; mit Blicken, die fragen und forschen, die wie die Blitze sind, mit denen sie Abschied nahmen, unsere Hand noch einmal umspannten mit einem letzten Druck, fortgingen von uns und unserem Lachen und Weinen, von unseren Liebden und von unseren Waffen. Sie stehen und sie mahnen, uns, die wir am Leben sind, die wir wie durch ein Wunder den Massengräbern entrannten und noch wirken und schaffen dürfen für Gegenwart und Zukunft, die wir dafür einstehen müssen als Frontsoldaten von einst, daß die Generation nach uns nicht um das betrogen wird, was ein heiliger Opfergang an Segen bringen muß!



Vorwärts! Vorwärts!

Zeichnung von Matthias Geh

Trotz einem Frieden, den uns die Lüge und die Raffgier aufzwang.
Trotz allen jenen, die am Krieg verdienen und profitieren.
Aber Schurken bleiben Schurken, auch unter Masken und Karren, immer und überall. Und die Ritterhaft der Ehre, für den Frieden und für den Krieg, soll unser Volk bestehen von Kind zu Kindeskind.
Um des Sieges des Guten willen gilt das Gesetz der Ehre, für den Frieden und für den Krieg, soll unser Volk bestehen von Kind zu Kindeskind.
Die hinter den Kreuzen waren Träger dieses Gesetzes. Und haben es erfüllt vom schweren Anfang bis zum schweren Ende.
Durch ihre Sittlichkeit aus Glauben und aus Gemeinschaft.
Sie wissen genau, was sie erduldet haben.
Wie es jeder noch heute weiß, der damals draußen war jeder vom Drahtverbau freilich, und nie vergessen wird, bei all den fragenden Blicken einer unnahegebliebenen Mahnung, aus Augen in dunklen Höhlen, aus Mäulern ohne Laut, von Stirnen, deren Reinheit durch Dreck- und Bluttrüben schimmert.

Wie es auch jener weiß, zutiefst in seinem Herzen, der mit dem Götze um mehr als nur darum rang, nicht erblinden zu müssen, zur Zeit Deutschlands furchtbarer Not, und heute Deutschland führt und seinen Weg bestimmt, in der Gewißheit einer Rechenhaft vor Ihnen und vor Entelnd deutscher Art.
Im Frühlung unseres Volkes.
Da es sich wiedergebirt mit einer jungen, hingebungs- vollen und sehnsüchtigen Kraft, die Drangal abzuwischen und im Atem des Lebens zu waschen. Da es seine Aufzucht wie einen Janber fühlte, der es ergriffen und verwandelt und emporgerüttelt hat aus Schlaf und Finsternis zu einer neuen Gnade des Wertes und des Lichts. Und seine dankbare Ehrfurcht in einem heißen Strom hinaus in die Fernen flutet; überallhin, wo der Triumph des Todes vier Jahre lang wütete und dennoch die Unsterblichkeit sich ihre unagligen Stätten eines Gelübisses und einer Zuversicht schuf, zu Aufbau, Arbeit und Frieden! Demen zum Trost, die guten Willens und anständigen Geistes sind.
Ein ununterdrückbares, unüberwindliches Volk! Inmitten hölzerner Kreuze.
Rings um sein Reich.



SALEM^{Nº} 6

Jubiläums-Mischung
1886 1936

Dieser Zigarette kommt die Erfahrung eines halben Jahrhunderts zugute – die Erfahrung im Tabak-Einkauf und in der Tabak-Verarbeitung.

Allein in den letzten vier Jahren wurden

12 000 000 000
(12 Milliarden)

SALEM ZIGARETTEN

hergestellt, im Jahres-Durchschnitt also 3 Milliarden!

Das beweist überzeugend, wie der Raucher fachliches Können zu würdigen versteht. Was SALEM jetzt, im Jubiläumsjahre, mit der guten Jubiläums-Mischung bietet, ist eine Leistung, auf die der Tabak-Meister stolz sein darf.

Prüfen Sie es bitte nach:

Es lohnt sich SALEM zu rauchen!



SALEM
No. 6

OHNE MUNDSTÜCK

SALEM No. 6
JUBILÄUMS
MISCHUNG

3 1/3

Jubiläums-
Mischung

Näheres umseitig

Ein Maler des Krieges:

Wilhelm Sauter

Schon zu Beginn des Weltkrieges hat die Oberste See- resleitung einer Reihe von Malern erlaubt, den Front- soldaten und das Kampfgebiet in untrüglichen Bildur- funden für die Nachwelt festzuhalten. Von den Künstlern



die jahrelang, unter vielen Entbehrungen, pflichtgetreu ihre Kriegsbilder schufen, sind verdientermaßen einige besonders hervorzuheben. Zunächst sei der heute 70jährige Ludwig Dettmann genannt, der impressionistisch flott den deutschen Frontkämpfer und seine Marschkolonne rein malerisch vermittelt hat. Ferner erinnern wir an ein Mitglied der „Scholle“, an Erich Erler, der in vor- derster Linie Bilder und Blätter schuf, die mit seelischen Spannungen bis zum Verfall geladen sind. Nach ihm muß das Kriegswerk Oskar Kreuzers erwähnt werden, eine reiche Sammlung trefflicher Charakterköpfe, die be- kanntlich des Führers Anerkennung fand. Als offizieller Kriegsmaler sei Ernst Vollbehr nicht vergessen, er war der einzige beauftragte und vereidigte Frontmaler der Obersten Heeresleitung, der die Kampfzone der deut- schen Westfront, von der Nordsee bis an die Alpen, in über 1000 Landschaftsstudien erfaßte. Alle die genannten Künstler standen aber dem gewaltigen Völkerringen zu nahe, sahen es mehr mit den Augen des malerischen Be- obachters, so daß es ihnen nicht vergönnt war, das hero- ische Kunstwerk zu gestalten, das dem deutschen Volke die Tiefe des Kriegerlebens offenbart.

In den Niedergangsjahren der Novemberrepublik wurden wir, sowohl vom erzählenden Schrifttum, wie von der Malerei mit unheilvollen, oft übertrieben-pathe- tischen Kriegsdarstellungen bedacht. Die meisten im Kennerkreise flecken gebliebenen Meisterwerke, unwahrhaf- tige fahnenüberflatterte Sturmreihen voll Schwung der Eintönigkeit, gaben ein vollkommen falsches Bild. Ebenso konnte das Triptychon „Der Krieg“ von Otto Dix, dem Hauptvertreter der sogenannten „Neuen Sach- lichkeit“, mit seinen trostlosen Tafeln (1928-32), keines- falls jene schlichte Heldengestaltung bezeugen, die allein verdient, der Nachwelt überliefert zu werden. Daß nur ein Weltkriegssoldat, der die aufwühlenden Schrecknisse und urgewaltigen Ergebnisse durchschritten hat, mit be- gnadeter Schöpferkraft den erschütternden Ausdruck her- auszugestalten vermochte, war jedem Mitkämpfer unum- fähliche Gewißheit.

Der Ausbruch einer völkisch geachteten Kunst setzte aber voraus, daß wir Deutsche wieder eine Nation wurden.

Diese Bedingung ist für das politische und kulturelle Ge- schehen der Geisteswelt geworden, und den verdanken wir dem Frontsoldaten Adolf Hitler. Aus seinem Geiste er- wuchs jener „Glaube an Deutschland“, ein Kriegerleben von Hans Jöberlein, der den pazifistischen Wahnsinn Remarques in den Schatten verwies. Denn in dem grauenhaften Trichtergelände, in jenen toten Wäldern und zerfollerten Schluchten, welche die Toten in sich auf- saugen und die Gefallenen zu Erde verwandelten, ist der Nationalsozialismus geboren worden. „Hier ist das Ver- mächtis der Front niedergelegt! Gipfel und Abgründe stehen nebeneinander und immer die stürmische Treue der Kameradschaft dabei.“ So schrieb der Führer im Vorwort der Schlachtenschilderungen Jöberleins 1931. Schon drei Jahre zuvor versuchte der unbekannte Zeichner und Ma- ler Wilhelm Sauter, das durch die jüdisch-pazifistische Karikatur geschändete Frontsoldatentum im Bildwerk zu rechristlichen. Zehn Jahre hat er die Gestalten der kamp- fesmütigen Kameraden in sich herumgetragen, bis er von der Welle der Bewegung erfaßt, in zerriffener Zeit, sich sein Frontleben von der Seele malte.

Kein anderer, als der 1766 zu Flehingen an der Kraich- geborene Franke, Schulmeister Samuel Friedrich Sauter, zählt zu seinen Vorfahren. Dieser Wiedererwecker ist be- kanntlich der Dichter des „Wachteliedes“, das in den Vertonungen von Schubert und Beethoven durch die ganze Welt gegangen ist. Sauters Ahnen vom Ur- grovater her, haben alle das Töpferhandwerk erlernt;

Walter Konz, der ihn mit den verschiedensten Techniken vertraut macht und wohlwollend an das Wesen der Kunst heranführt, beschließt Sauter seine Lehrzeit. Auch bei Pro- fessor Friedrich Behr hat ihn das rein Zeichnerische am meisten gefesselt, vor allem das eindringliche Studium der menschlichen Figur.

Schon vor der Ausbildung erfolgte, auf den Rat von Hans Thoma, die Ausstellung eines „Totentanzes“, einer Folge von 12 getuschelten Federzeichnungen. In phantastischer Komposition, etwas literarisch, schilderte der Griffelfünftler den Semmenmann, den unumhänkten Herrscher über Front und Heimat. „Ich habe die Ar- beiten Sauters im Kunstverein gesehen“, so schreibt Altmeister Thoma 1918, „und freue mich sehr darüber; es ist eine reiche Phantasiefunktion, die auf gesundem Bo- den der Vorstellung und des Könnens gewachsen ist. Ich glaube, der Künstler darf getrost seinen Weg weiter wandern, er wird gewiß beitragen zur Bereicherung der deutschen Kunst. Mögen gute Geister ihn auf seiner Bahn begleiten.“

Angestellt am Weinheimer Realgymnasium, radier- te Sauter in seiner Freizeit, angeregt durch Klingers Gris- selfunktion „Blätter zum „Simplizissimus“, liebevoll exakte Deimatländschaften, Figurengruppen und Bildnisse. Ueber 120 radier- te Platten füllten die Nachkriegsjahre, bis der gewissenhafte Graphiker 1928 in Ladenburg plan- mäßig verwendet wurde. Dort drängen sich ihm, aus dem hoffnungslosen Dunkel der zerriffenen Verfallszeit die treuen Waffenbrüder des Weltkrieges unabwiesbar wie- der auf. In dichterischer Sprache hat der Maler später jene Erscheinung eines Frontkameraden der Dillertaljugend vor die Seele gestellt:

„Ich war im Graben, in Sappenzöpfen, im Horstloch draußen, im Stachelkraut, in schmutzigen Trichtern beim Wasserföpfen, auf freiem Feld im Granateinschlag. Als der Schangel türmte, der Tommy türmte, am Geschütz und am Werfer am Tank und MG beim Pösten und Melder im Dreck und im Schnee. Wenn beim Trommelfeuer die Panzer löhnten, beim Gasbefehl die Gloden löhnten, wenn die Schützen die letzten Patronen geladen, dann war ich bei euch, meine treuen Kameraden.“



greift „Das Kreuz von Serre“ jedem Beschauer ans Herz. Ueber zerplitterten Baumstämmen ragt als letztes Zei- chen ein Holzkreuz in den hellen Himmel, und auf zer- schundener Erde ruhen die toten Kämpfer, um wieder Erde zu werden.

1931 entstanden die „Eisenholzer“, jene wetterfeste Pflichtmenschen, die bei Tag und Nacht ihren Todes- pfad gegangen sind, nur besorgt, der Kompanie das Leben, die Kampfkraft zu erhalten. Noch deutlicher zeigt die abgehärmte Gruppe der „Abgelösten“ mit padender Eindringlichkeit, welche Ueberanstrengungen und Mühsale diese Kameraden schweigend durchgehalten haben. Das sind ungehörte Frontbilder heldischer Schlichtheit und menschlicher Größe, wie sie die Heimat wohl jetzt erst zu schauen bekommt. Einen untrüglichen Blick auf die Schutthalben und Trümmerhaufen der zerflossenen Sommerkampagne gewährt auch „Das Dorf an der Front“ (Puisseux le petit). Angeregt durch die „Gruppe Vofemüller“, die heroische Erzählung von den acht Ge- fallenen, schuf Wilhelm Sauter 1932 die unbemittelte Gruppe „Im Laugtaben“, ein tiefstöniges Nachbild. Bereits damals haben wir im „Führer“ immer wieder auf diesen wahren Kämpfer erzählten Soldatenums hinge- wiesen, und inzwischen hat unser Unterrichtsminister, Dr. Wacker, mehrere Werke dieses Kriegsmalers für das Volk angekauft.

Auf Sperrholz, mit Leinen überzogen, auf Kasten- grund wurde das erste größere Werk „Der gute Kamerad“ 1934 in Deltempera ausgeführt, in einer Technik welche Professor Hans Adolf Bühler dem Künstler empfohlen hat. Durch Kopfschlag ist ein Grabenposten hintenübergefallen, ihm zur Seite läßt sein Kamerad das Gewehr. Ein wie aus Stahl geschnittenes Gesicht blickt auf den Toten, dessen Helm vom Stachelkraut wie von einem Totengerippe berührt wird. „Ich hatt einen Kameraden“, das millionenfach gelungene Lied, voll sittlicher Hoheit, klingt mit ergreifender Melodie in allen Frontkämpfern wieder auf.

1934 wurde der Maler vom Unterrichtsministerium beurlaubt, um sich ungehört seinem Schaffen widmen zu können. Zum Gedächtnis der Gefallenen schuf er ein streng aufgebautes Triptychon „Das Opfer“ mit der Mahnung an die Enkel, „Vergesst sie nicht. Sie gaben ihr Bestes für Deutschland!“ Um die Haupttafel, die in gelöster Fassung fünf alte Kämpfer der nationalsozia- listischen Bewegung — in abwehrender Haltung ver- ewigt, stehen zur Rechten und Linken zwei monumentale Frontkämpfergruppen. Aus allen Gesichtern leiten wir fühnste Entschlossenheit, Mut und Stolz des Ueberhan- denen. Sie alle haben Hingabe und Opfer, Leben und Tod begriffen, und zu ihren Füßen ruhen die Toten des Krieges und der Bewegung, vom Schicksal vereint. So fündet der Heldenschein Wilhelm Sauters der Nach- welt ein Vermächtnis: Das außerordentliche Wunder, durch das Opfer den Sieg, die heroische Wiedergeburt der Nation. Und damit erfüllt der Künstler die Forderung Adolf Hitlers nach einer „Kunst deren höchster Inhalt und letzter Maßstab wieder rassistisch starke Menschen sind, als Träger einer gefunden heldischen Weltanschauung.“

Fritz Willendorf

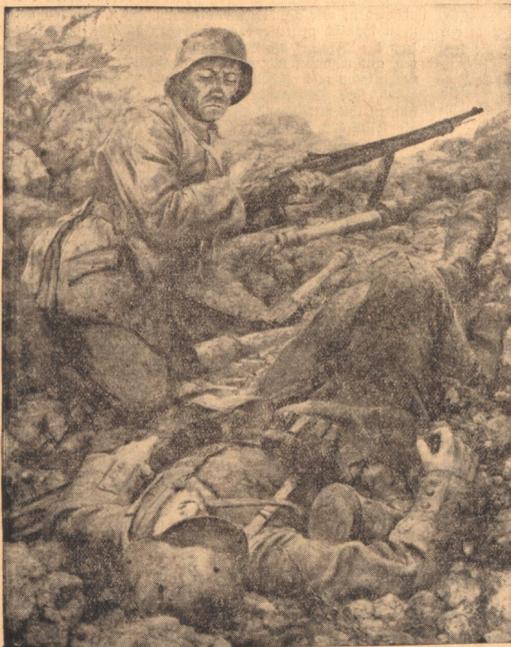


Vergesst sie nicht - Sie gaben ihr Bestes für Deutschland

Die formten auf der Scheibe das Bauern- gesähr in der zwischen sanft gewellten Hügeln bei Bretten gelegenen Dödelshöheim. Sauters Vater neigte aus Begabung bereits zum Kunsthandwerk, er entwarf, zeichnete und modellierte lustig drauf los, und seinem sicheren Formgefühl verdankt der Sohn das unbedingte-treue Zeichnen. Mütterlicherseits sind Kraichgauer Lein- weber, Bäcker und Wirte, abseits der gro- ßen Welt, dessen ehrliche Vorfahren ge- wesen. Ein Sturz vom Pferde beim Leib- dragoner-Regiment Nr. 20 zwang den Va- ter zur Aufgabe des Handwerks, als In- valide wurde er in Bruchsal beamtet, und dort ist Wilhelm Sauter 1896 geboren. Nach langer Jugend und dem Besuch der Volks- und Oberrealschule trat der Jun- gmann 1913 in das Heidelberger Lehr- seminar ein, wo er ein Kursgenosse un- seres Gauleiters und Reichsstatthalters Robert Wagner gewesen ist. Mit der Ab- sicht, Zeichenlehrer zu werden, bestand Sauter 1915 das Kriegsexamen, meldete sich freiwillig beim Infanterie-Regiment Nr. 169 in Laub und kommt zum aktiven Truppenteil an die Sommerfront. Ihre Schlamm- und Kraterlandschaften, diese entsetzlichen Wüsten aus Tod und Ver- nichtung, sind das Geburtsland seiner das Innerste tief aufreißenden Kriegsbilder geworden. Nach 9 Monaten streifte der Knochenmann den Gefreiten am weißlichen Punkte der Westfront. Durch den Volltreffer einer schweren Granate wird Sauter am Eingang seines Unterhandes ver- schüttet. Als der einzige Ueberlebende seiner Gruppe kehrt er fieberkrank mit schwerer Gehörsehädigung in die Heimat zurück, um endlich 1918-20 an der Karlsrüher Kunst- gewerbeschule die Fachausbildung zu er- langen. In der Radierklasse von Professor

Alle diese Gesichte voll Grauen und Größe verfluchte Wilhelm Sauter zunächst auf Blockformat mit erschütternder Macht und Wahrheitstreue zu vereinigen. Ohne Vorzeichnung in reiner Pinselarbeit, wie die Japaner so trefflicher, legt der große Ver- falter seine Feldarbeiten mit Eitempera aufs Papier. Einzige Gedächtnisstütze sind ihm seine unheimbaren Feldkissenbüch- sein, in die er die Menschen der Front, ihre Unterhände, Sappen und Waffen scharfsinnig eingezeichnet hat. Wenige Aquarelle vervollständigen die seltenen farbigen Eindrücke der Sommerzone, wo Sauter 15 Kilometer vor Rapauze, nur zwischen Achiet le petit, Puisseux au mont und Serre, den Krieg erlebte. Gerade diese wenigen Verflückten haben sich um so unvergessbarer dem Gedächtnis des Malers eingepägt.

Sein erster Versuch „Grabenposten im Feuer“ 1928, schildert den Kampfsoldaten in seinem Nock aus morschem Stoff, erd- bekrustet, unscheinbar wie nackte Ackerhol- len. Ohne jede Pathetik schließt ein Abge- kämpfter in zerflossenen Kleibern, auf einem anderen Bilde, das „Wasser“ aus stinkendem Granatrichter. Mit ledern Mut marschiert aber auch der „Erst zur Front“, von Achiet le petit, Sauters Ruheort, der über den Köpfen der lachenden Jungmannschaft sichtbar wird. Urei- genem Erleben hat der Künstler sein tief erschütterndes Frontbild „Verföhrt“ zu verdanken. In streng begrenztem Aus- schnitt, aus zerflossenerm Unterhand, aus Dreck und Draht, Balken und Eisengefeg reden sich zwei wackelige Totenhande. Aus der Bruchtafel fällt die letzte Nach- richt des Verföhrteten: „Meine Lieben, es geht mir gut. Wir sind in einer ruhigen Stellung — — —“ Ebenso hehr und harti



Der gute Kamerad. (1934)



Mit Ersatz zur Front. (1930)

Romanze einer

Heimkehr anno 1914

VON HANS HEYCK

Hans Heyck, der bekannte Romanist, war 1914 bei Ausbruch des Krieges als Kaufmann in Argentinien tätig...

Sonntag nachmittags, nach einigen Runden Whisky's, hatten wir Scheibe geschossen, was mich fünf Pesos kostete...

Es war schon beinahe Nacht geworden — da galoppierte etwas heran: unser Gütsnachbar, der Franzose, war noch einmal zurückgekommen...

Doch in der Nacht packte ich meinen Kabinettsoffizier. Ich hatte in die Säbeler nach Samoa fahren wollen, und jetzt gab es nur eines: Heim nach Deutschland!

900 Kilometer bis Buenos Aires: Camp, endloser Camp! Der Pullmann kurrte, es dämmerte; nach wirrer Schlummernacht kam ich morgens in der Metropole an...

Koffer und Kisten ließ ich bei guten Freunden und ging mit zwei Handkofferchen an Bord. Pünktlich am 5. August nachmittags machte die „Italia“ vom Kai der Darfena del Norte los...

Wir passierten Montevideo nach Mitternacht; der englische Kreuzer Glasgow ließ sich nicht blicken — weder hier noch später; er wurde nämlich durch den Grafen See beschlagnahmt...

nach dem Schmaus das Deutschlandlied entlockte, wozu die ganze Runde schallend mitsang, bis den Häufchen im Kielwasser das Maul offen stehen blieb...

Der Kapitän hielt freilich klugerweise alle drahtlosen Nachrichten von europäischen Kriegsschauplatz streng ge-

heim und verhinderte so den Ausbruch von Feindseligkeiten an Bord. Dafür wurde heftig gespöbelt, und ein Serbe trieb es mit uns Deutschen so weit, daß wir ihm androhten, er werde in einer dunklen Nacht über Bord fliegen...

Zwölf Tage fuhr wir, nachdem wir in Santos und Rio noch Landfreunden getroffen, übers uferlose Weltmeer. Unter der Bruthitze des Äquators trank mancher Sohn vom Teufel ein wenig zu viel auf des Reiches Endflieg...

Eines Vormittags nämlich — es muß ungefähr am 24. August gemeint sein — kam die freche Felsnase von Gibraltar in Sicht, und jetzt sah man plötzlich aus man-

dem Bullauge keine Papierschüssel ins lablilige Wasser flattern; sorglich zerrissene deutsche Militärpfeife! — Niemand und ich mochten uns von unseren Vätern nicht für immer trennen...

Raum war der Anker drunten, so flomm als merru England an Bord. Zwanzig Marinesoldaten in Akft besetzten „aufgeplamt“ das Schiff, latein anfangs unnahbar und erzählten später, zwei Millionen Deutscher seien auf dem Rückzug aus Belgien...

Das Verhör zog sich bis an den Abend hin. Auch mein Freund Niemann (er hatte so wunderliche blane Augen!) kam durch, und zwar als naturaffinierter Deutsch-Uruguayer; erma die Hälfte aller Deutschen konnte sich durchschwindeln...

Am nächsten Morgen stolperte ich oben auf dem Sonnenbed über einen langen Draht: die Funk-Antennen waren heruntergeholt worden. Warum? Einer unserer Deutschen 1. Klasse hatte ohne Genehmigung des Kapitäns einen Funkgespräch nach — Berlin aufgegeben...

Vorüber an den Märchengedanken der Balaceras und am überfornnen Prunkschmeide der Riviera rollten wir geschloffen in Kuffein an die deutsche Grenze. Das Reich wollte keine heimkehrenden Söhne zunächst nicht anerkennen, nicht einlassen: wir kamen dem bajwarischen Feldwebel doch wohl reichlich spanisch vor! Auch Schwamm ja mancher Militärkopf bei Gibraltar herum!

Wir sind dann aber schließlich doch ins liebe Vaterland hineingekommen!



Pferde auf der Weide

„Häber“-Archiv

Michel

Von G. A. Oedemann

Die Stalltür war weit geöffnet, und die Hilfler Hann' stand davor und hielt die Arme über dem Bauch verschränkt. Von drinnen heraus kam der Bauer mit langsamem Schritt und hinter ihm Michel, das Pferd...

„Komm, Michel!“ sagte der Bauer, und das Tier folgte seinem Herrn zum Tore hinaus. Michel war es seither gewohnt, hinter seinem Herrn herzutrotten, hinaus auf den Acker... oder auf die Gabelbahn...

Das war im April 1916.

Auf dem Marktplatz in Annaberg traf Michel viele seiner Artgenossen. Junge und alte, forsche und lendenlahme. Das war ein Wiehern und Stampfen und ein Begrüßen. Ein Mann im weißen Mantel kam. Das war der Tierarzt... Und hinter ihm ein Feldwebel...

Der alte Hilfler nahm ein paar Zuckerle aus der Tasche und ließ die Mähne noch einmal durch seine Finger gleiten. Dann ging er davon, und schaute sich nicht mehr um, nicht ein einziges Mal. Michel hob seinen Kopf, steifte die Ohren und wunderte sich, daß der Bauer fortging, ohne ihn...

Michel war ein Grauschimmel. Und weil seine Hufe klobig waren und sein Fell zottig und sein Kopf mächtig groß, mit einer Sackennase und einer breiten Unterlippe, darum kam er zum Train. Nach Frankreich.

Zu Hause war er heiß allein mit dem braunen Acker und dem weiten, azurblauen Himmel. Er zog seine Pflugschar durch warme, duftende Scholle und futterte bedächtig seine süße Melasse, wenn der Feierabend rotglühend heranfam. Hier aber, in Frankreich, ändert sich seine Lebensweise grundlegend. Welch ein aufreibendes Leben war das! Welch ein Trübel von hastenden, grauen Menschen! Und wie tot und laßl war die französische Landschaft am Kanal! Kein Tal mit grünen Wäldern! Kein Berg, dessen troziges Waldhaupt in weißen Wolkenflehern zerfloß!

Darum ließ Michel den Kopf hängen. Seine großen, braunen Augen waren meist verschlossen, wenn er vor dem Fourage-Wagen stand und wartete, bis die Feldgrauen das Frontmaterial verladen hatten. In solchen Augenblicken war er wohl an seine stille, friedvolle Heimat gedacht haben... oder an das Sträucherhimmelschlüssel, das ihm die Hilfler Hann' zum Abschied gegeben hatte...

Tröstlich allein war die Kameradschaft an der Front. Sein Freund, der Unteroffizier, sorgte immer dafür, daß Michel sein Hund Heu unter die Rippen bekam. Und auch die im Frontabschnitt liebten den Michel. Er war so zuverlässig. Da tobte die Erde ringsum, da irrte der Tod aus allen Fugen, Michel hand, wo er zu sehen hatte, Michel ging, wo er zu gehen hatte, brachte Nahrung vor zu seinen Freunden... oder Baumaterial für die Unterstände.

Im Frühjahr 1917 beging Michel seine große Geldnot. Es war ein sonniger Mittag, und vorn im Kampfabschnitt herrschte eine gefährliche Stille!

Michel hatte die Goulisch-Kanone über den Kanal zu bringen. Er trotzte wie gewohnt über die von Pionieren erbaute Notbrücke, kam auch unbehelligt durch bis in die Nähe jener zerschossenen Scheune, hinter der die Gefensöhler mit ihren Kochgeschirren zu warten pflegten. Da setzte unmerklich ein mädrerisches Granatfeuer ein. Die Erde zitterte, dröhnte, lauchte. Immer näher kamen die Einschläge, zerstückten die Luft, wühlten sich heran gleich gräßlichen Ungeheuern, das Erdreich in schwarze Wolken vermandelnd.

Die Scheune war erreicht, aber kein Mensch war weit und breit. Und selbst, die Zigel hingen dem Michel lose an der Seite herunter, und ein leises Stöhnen glaubte er hinter sich zu vernehmen. Da machte Michel kehrt. Langsam, nichtachsend der todbenden Hölle trachte er davon. Michel wußte es aus hundert täglichen Beispielen, was das seltsame Nicken hinter ihm bedeutete.

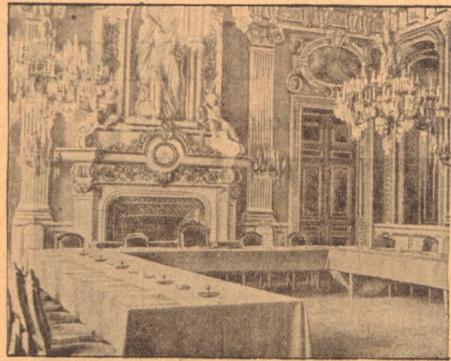
Nach zehn Minuten erreichte er das Dorf, sein Stanzquartier. Ein paar Landser hielten Michel an und klopfen ihm den Hals. Dann, als sie den Unteroffizier vom Bod nahmen, sahen sie, daß Michel seinen Freund vor dem Verbluten gerettet hatte.

Aber Michel schloß seine Augen und setzte sich auf die Hinterkeule. Dann kniete er auch in den Knien zusammen und legte den Kopf lang auf die staubige Landstraße... Und unter seinem Wauche bildete sich eine dampfende Wulstfuge. Ein Leutnant gab Michel den Gnadenfuß, und die Landser eßten in dem gefallenen Pferde noch lange den Kameraden.

STRASSEN in der WELT

Hundert Chefs im Quai d'Orsay

Die Bourbonen und vor allen Dingen der Sonnenkönig Ludwig XIV. waren ihre eigenen Ministerpräsidenten. Ihre Minister waren Marionetten des Hofes, nicht mehr. Nur Richelieu und Mazarin überragten ihre Kollegen um viele Hauptstangen. Der König entschied selbstherrlich, ob das Schwert des Krieges zu ziehen sei oder die Arbeit der Diplomaten einzusetzen hätte. Das Schloß von Versailles war die Zentrale der französischen Politik, oft genug aber auch die Luftschloß der großen Königsfahrten, von denen wohl die Pompadour, die Geliebte Ludwigs XIV., die bedeutendste und einflußreichste war.



Der Salon von Horloge am Quai d'Orsay in Paris, wo die wichtigsten Entscheidungen fallen. (Revue-Paris, S.)

Als die französische Revolution den Hof und das Königtum fortgeschwemmt und vernichtet, machten die Männer des Konvents die Politik. Erst Napoleon I. besetzte als Außenminister einen Mann, der die große Tradition von Richelieu und Mazarin weiterführte: Monsieur Talleyrand. Er war ein Diplomat großen Formates, aber auch ein Typ phantastischer Treulosigkeit. Der hinkende Monsieur Talleyrand begann seine Karriere als Monfrigneur, als Erzbischof unter seiner Majestät dem allerchristlichen König Ludwig XVI. Aber das hinderte ihn keineswegs, bei Ausbruch der Revolution auf die andere Seite der Barrikade zu klettern. Er wurde wütender Jakobiner, stimmte für den Tod seines königlichen Herrn und ging, wie sein Freund Fouché, der berühmte Polizeiminister des großen Korjen, zum Kaiserreich über. Napoleon schätzte und fürchtete, verachtete und bewunderte seinen Außenminister. Und er sollte mit seiner Verachtung recht behalten, denn niemand anderes führte ihn mit Hilfe der Oesterreicher als Talleyrand, der auch Ludwig XVIII. zum König machte. Er diente, als Napoleon von Elba zurückkehrte, wieder Napoleon, führte wieder Napoleon, schwor von neuem Ludwig XVIII. die Treue, diente seinem Bruder Karl X. und scheute sich nicht, auch wieder zu Louis Philippe überzugehen. Talleyrand, der erste moderne Staatsmann, stellte zugleich einen Reford an Treulosigkeit auf, die noch von keinem andern Staatsmann auch nur annähernd erreicht werden konnte.

Der Quai d'Orsay wurde zum Begriff der französischen Politik, als unter dem Sturz nach preussischer Siege das zweite Kaiserreich Napoleons III. zusammenbrach. Als der berühmte Geschichtsforscher, der liberalistische Politiker Thiers zum ersten Präsidenten der dritten französischen Republik gewählt wurde und ins Elysée zog, begann auch die Karriere des Quai d'Orsay. Hatte Talleyrand, der große Diplomat, nach innen und außen einen Reford an Gesinnungswechsel vorgenommen, so wollte der Quai d'Orsay, die neue Zentrale französischer Politik, einen neuen Reford an Verbrauch von Staatsmännern und Ministern aufstellen. Das jetzige Kabinett Sarraut ist das hundertste seit Bestehen der parlamentarischen Regierung der französischen Republik. Manche Ministerpräsidenten wie z. B. Chautemps, regierten nicht länger als acht Tage. Man kann sich vorstellen, welche Komplikationen dieses ewige „Verwechseln, verwechseln das Bäumlein“-Spiel manchmal in die Außenpolitik des Landes brachte.

Der Quai d'Orsay hat also nicht nur die Außenpolitik seines Landes zu machen, er muß auch dem ewigen Wechsel der Parteidruckgruppen, dem ewigen Kampf der

Gruppen untereinander, den parlamentarischen Querstreifen, den fraktionellen Mienen und Konterminen gewachsen sein.

Man kann nicht sagen, daß der Senat und die Kammer sich denjenigen Männern, die das Schicksal ihres Landes nach bestem Wissen und Gewissen steuern, dankbar gegenüber gezeigt hätten. Als der greise Tiger des Weltkrieges, George Clemenceau, als Präsident ins Elysée einzuziehen sollte, verbündeten sich die Mittelmächte der beiden Parlamente und stimmten gegen den Tiger, der vom Quai d'Orsay aus, aber auch im Schutzbegraben, die Rettung Frankreichs vorbereitete. George Clemenceau erlitt die empfindlichste Niederlage seines Lebens. Ein Jahr, nachdem er von derselben Kammer zum „Vater des Vaterlandes“ proklamiert wurde, wurde Clemenceau nicht zum Präsidenten gewählt, sondern Monsieur Deschanel, der schon einige Monate später auf höchst merkwürdige Art ums Leben kam. Diefelbe merkwürdige Unbankbarkeit traf Aristide Briand, der ebenso bei der Präsidentenwahl, die nach der Ermordung Doumeres notwendig war, gegen den jetzigen Staatspräsidenten Lebrun unterlag. Es zeigt sich, daß jene Männer, die vom Quai d'Orsay aus die Geschicke Frankreichs lenken, trotz größter Berühmtheit in der Welt Schiffbruch erleiden, wenn es darum geht, die höchste Würde des Landes zu gewinnen. Die Parlamentarier der Kammer und des Senats, die die Wahl des französischen Präsidenten vornehmen, haben oft genug schon dem genialen Staatsmann, der die Geschicke und die Krisen des Landes bezwang, einen mittelmä-

ßigen Parlamentarier vorgezogen. Und doch! Die Macht des Landes gehört den Männern, die am südlichen Seine-Ufer sitzen, und nicht dem Präsidenten, der letzten Endes nur in seinem schönen Palais im Elysée repräsentiert. Und die Repräsentanten der Macht, der Ministerpräsident und der Außenminister, sind wieder abhängig, zumindest, was das Funktionieren der diplomatischen und innerpolitischen Maschine anlangt, von ihren Beamten, von ihren Direktoren. Denn der Minister kann eine Kabinettskrisis stützen, aber der Beamte bleibt. Der Beamte ist das statische Moment im ewigen Wechsel der französischen Kabinette.

Viele kennen sicher das Bild recht gut: Vor dem Palais des französischen Präsidenten, vor dem Elysée steht eine Gruppe lächelnder Herren — es sind die neuen Minister, die neuen Herren des Landes. Während ihre Chefs also dem Ansturm der Fotografen ausgeliefert sind, während die neugeborenen Minister sich ihrer Würde freuen, arbeiten ihre künftigen Untergebenen seelenruhig weiter. Und mancher Ministerpräsident und mancher Außenminister, der mit großen Ideen und großen Neuerungsplänen sein künftiges Amt pompös und durch Tradition geheiligtes Arbeitszimmer im Quai d'Orsay besaß, fühlte bald, daß gegen die Macht einer organisierten und alleswissenden Bürokratie kein Kraut gewachsen ist.

Unheilvoll wirkte sich häufig die Macht der Quai d'Orsay-Bürokratie in außenpolitischer Hinsicht aus. Mancher Plan zur Befriedigung der Beziehungen zu anderen Ländern wurde von den unenannten, kleiner gedruckten, kleiner besoldeten, aber besser in der Materie stehenden Kabinetsmännern elegant, intrigant und unauffällig zerstört.

Quai d'Orsay und Elysée, das ist wie Kuffe und Fackel. Die treibende Maschine, der Hauptdarsteller ist und bleibt die Kammer. Nur wenn ein Mann großen Formates oder aber ein besonders kritischer Umstand eintritt, verwandelt sich die Perspektive.

Als Clemenceau in der höchsten Not des Landes, als der Krieg für Frankreich kritisch wurde, von seinem alten Widersacher Raymond Poincaré, der als Präsident im Elysée saß, zum Ministerpräsidenten berufen wurde,



Das derzeitige französische Kabinett Sarraut stellt sich vor. Aufnahme: Presse-Photo

lag die Macht allein und eisern in den Händen des Tigers, und die Kammer wurde still und leise. Doch weil die französischen Parlamentarier die starken Männer nicht lieben, haben sie es wohl auch vorgezogen, den „Vater des Sieges“ und den „Vater des Vaterlandes“, wie Clemenceau pompös genannt wurde, statt ins Elysée zu schicken, ins Altenteil zu verbannen.

So kann es nicht wunder nehmen, daß wir zwar trotz aller Schwierigkeiten durch das Parlament und durch die Intrigen und Rabalen bedeutende Staatsmänner häufig im Quai d'Orsay, im Außenministerium und Ministerpräsidium bei der Arbeit haben, aber niemals bedeutende Staatsmänner im Elysée. Auch Thiers, der erste Präsident der französischen Republik und bedeutender Geheimschreiber und noch bedeutender

Kompromißler, mußte die Partie gegen die Kammer genau so verlieren, wie sein Gegenspieler und Nachfolger Mac Mahon gegen Gambetta, den ersten Führer wirklicher französischer Republikaner.

Alle anderen Präsidenten der französischen Republik waren Repräsentanten, ob es sich um den väterlichen Loubet oder um den eleganten Deschanel, den würdevollen Doumer mit dem patriarhalischen Bart oder den ungewöhnlich repräsentativen, vornehmsten jetzigen Präsidenten Lebrun handelt. Letzten Endes aber wird das französische Volk vom Quai d'Orsay aus regiert.

Nächsten Sonntag lesen wir: „Die Wilhelmstraße“

Zweikampf mit Seehunden

Jagderlebnisse im Lande der Eskimos | Von Erik Larsen

Wir hatten Nachricht bekommen, daß die Seehundherden ihre Lagerplätze aufzukaufen begannen, das sind Plätze auf den Klippen, sehr oft auch Höhlen in den Buchträndern, in denen sich die Herden niederlassen, um dort abzuwarten, daß die Seehundweibchen ihre Jungen zur Welt bringen. Um diese Zeit und an diesen Orten finden sich dann auch die Grönländer ein, um auf die Tiere Jagd zu machen.

Anders als die Weihen, die durch sehr rüchlichtlose Jagdmethoden und Menschenfährten viele Tiergattungen in allen Weltgegenden ausgerottet haben, betreiben die Eskimos ihre Jagd so, daß sie wohl genügend Beute machen, aber nicht die natürliche Vermehrung der Tierart gefährden. So lassen sie zum Beispiel gerade die kräftigsten Männchen am Leben, weil diese eben für mehr Weibchen genügen.

Die Nachricht vom An-Zand-Gehen der Seehunde verriet den ganzen Eskimostamm in Jubel und sieberhafte Unruhe. Saanala, die Frau meines Führers und Freundes Velouf, strahlte über das ganze breite Gesicht, und ihre kleinen hübschen Augen glänzten vor Freude, denn Velouf hatte ihr zumindest zwei ganze herrliche Seehundfelle versprochen, die für Eskimofrauen so wertvoll sind wie herrlicher Schmuck für eine mitteleuropäische Schönheit.

Zwischenfall im Rajat

Mit Lanzen, Keulen und vereinzelt auch mit Gewehren bewaffnet, machten sich die Eskimo auf den Weg. Auch ich lag in einem Rajat. Ganz hatte ich die schwere Kunst des Rajatfahrens ja noch nicht heraus. Es war noch nicht lange her, daß sich ein Rajat einfach mit mir umdrehte und mein Oberkörper hilflos ins eilige Wasser hing. Zum Glück gelang es Velouf sofort, meinen Rajat wieder umzukehren, ich spuckte das Wasser, das mir schon in Mund und Nase gedrungen war, wieder aus und paddelte fröhlich und mich schüttelnd zum Lager zurück. Raam konnte ich aus den Fellen heraus, so fest waren sie an mir gefestert. Aber in der Dampfwärme der Schneehütte kam ich bald wieder in bessere Verfassung. Ich wollte mich nicht wieder so blamieren, obwohl die gutmütigen Eskimos von vornherein bei mir nicht die Gewandtheit im

Rajatfahren und bei der Jagd voraussetzten, über die dieses Naturvolk verfügt.

Der Lagerplatz der Seehundherde befand sich in einer Bucht, ein gutes Stück vom Eskimolager entfernt. Velouf führte die schwimmende Karawane vorsichtig heran, obwohl die Tiere in dieser Zeit so faul und schlaftrig auf den Klippen liegen, daß sie sich gar nicht rühren, wenn Menschen kommen. Lediglich Schiffe scheuchen sie auf und ins Wasser, weshalb die Eskimos sehr ungenut bei der Seehundjagd von der Schiffsnahe Gebrauch machen, auch wenn sie über Gewehre verfügen.

Wächter der Herde

Aber in unserem Fall befanden sich die Tiere nicht auf frei zugänglichen Klippen, sondern sie hatten ihren Lagerplatz in einer knapp über dem Wasserpiegel liegenden Höhle aufgeschlagen, zu der man vom Wasser aus bequem gelangen konnte. Hier anzugreifen war weit gefährlicher als auf den offenen Klippen. Erstens leben die Seehunde in diesen halbunterirdischen Höhlen bedeutend besser als die aus dem hellen Tageslicht kommenden Eskimos, zweitens sind die Tiere dort nicht so faul wie auf den Klippen in der Sonne, und außerdem haben verschiedene in den letzten Jahren veranstaltete Massenjagden die ursprüngliche Sorglosigkeit der Tiere stark vermindert. Sie beachten die Gefahr „Mensch“ schon in einem viel höheren Maße als früher.

Als erster bei jener Höhle zu landen und sie zu betreten, war ein hübsches Weibchen, welches Velouf auf sich nahm. Ich wollte nicht hinter ihm zurückbleiben. Fast gleichzeitig legten sich mein Boot an, daneben noch zwei Boote der gewandtesten Jäger des Stammes.

Das größte Männchen der Herde lag dicht am Eingang der Höhle. Dies ist immer die Aufgabe des größten und härtesten Männchens. Er ist der Warner und Schützer vor jeglicher Gefahr auf den Vaterplätzen und wird deshalb auch Vatu-Verjar (Vaterverteidiger) genannt.

Als es uns vorwärtsdrängen sah, kam es vor die Höhle, richtete sich hoch, riß das Maul unter dem Borstenschmuck weit auf, so daß seine bedrohlichen Hauer sichtbar wurden, und vollführte einen wahren Kriegstanz. Es schneelte vor und zurück. Nun mußte man

schnell handeln, denn der Räm und die Warnungssignale hatten bereits die dem Höhleneingang am nächsten liegenden Seehunde aufgeschreckt, sie begannen aus der Höhle herauszutreten und sich mit Schnaufen und gewaltigem Geplätscher ins Wasser zu werfen, so daß unsere Kajaks, die halb ans Land gezogen waren, von dem Schwall mitgerissen worden wären, wäre nicht rasch der letzte von uns zurückgelaufen und hätte sie mit schwerer Mühe gehalten. Auch uns kostete es Anstrengung, den herausdringenden Tieren auszuweichen und nicht von ihnen umgerannt oder ins Wasser gerissen zu werden. Wir mußten ebenfalls mit dem Vatu-Verjar fertig werden, wollten wir zum Höhleneingang gelangen, mußten wir, daß kein Tier an uns vorbeigelangen konnte.

Der Kampf mit dem Vatu-Verjar war aber kein leichtes Stück. Er war grimmig und gewandt und schien schon allerhand Strauße ausgekostet zu haben. Sein Fell wies schwere Narben auf, die unzweifelhaft von bösen Kämpfen mit Eisbären, vielleicht auch sogar mit dem furchtbaren Schwertwal zeugten. Das Tier hatte einen günstigen Standort, denn es befand sich etwas höher als Velouf und überlagerte ihn aufersticht um ein Beträchtliches. Velouf war lediglich mit einer Keule bewaffnet, ebenso hatten auch die andern Eskimos, die als erste sich näherten, wie auch ich selbst gleich Keulen, denn ich wollte die Seehundjagd durchaus so mitmachen, wie es von alters her Eskimofitte war.

Velouf konnte aber mit seiner Keule den Seehund auf dessen erhöhtem Standplatz nicht richtig treffen und bemühte sich deshalb angestrengt, an ihm vorbei ebenfalls die Klippenkante zu nehmen, um ihn dann von der Seite oder gar von rückwärts künftgerecht zu treffen. Doch vergebens. Der Vatu-Verjar wackelte, rutschte, und sprang auf seinem Platz mit hübereit aufgesperriem Rachen so geschickt umher, daß es Velouf nicht möglich war, an ihm vorbei zu kommen, und für uns andere war viel zu wenig Platz. Wir mußten uns notgedrungen hinter Velouf halten. Von den Rajatbooten, die noch auf dem Wasser schwammen, von den paddelnden Eskimos geschickt in der Höhe der Bucht gehalten, läßt sie, unterdrückt, aber anfeuernde und ungeduldige Zurufe. Veloufs Jägerereife stand auf dem Spiel, er redete sich hoch auf und

wollte mit der Keule einen Schlag auf die Nase des Seehundmännchens landen, dieses fing sie mit einer blitzschnellen Bewegung auf und entriß sie ihm mit einem Ruck, daß Velouf das Gleichgewicht verlor und vor dem mächtigen Tier niedergebückt wäre, hätte ich ihn nicht noch gefaßt und gehalten. Die Kraft eines großen, älteren Seehundes ist größer als die eines wilden Penghes oder erlännten Stieres, und besonders die Kraft seines Mauls ist so groß, daß es ganz ausgeschlossen ist, ihm eine Keule, die er gefaßt hat, zu entwenden.

Schwerer Sieg

Nun wäre ich an der Reihe gewesen, sofort dem erbohten Tier entgegenzutreten, aber ehe ich noch meine Keule schwingen konnte, hatte sie mir mein Hintermann, ein Jäger namens Monouf, aus der Hand gerissen und gleichzeitig seine eigene, an mir vorbei, meinem Vordermann Velouf in die Hand gedrückt. Dann drängte er sich selbst an mir vorüber unter vielen Entschuldigungen aber ich begriff sehr gut, daß es jetzt hart auf hart ging und die Jäger nicht Veloufs Leben meiner wenig hervorragenden Jagdkunst überlassen wollten. Das Tier hatte, als es sah, daß Velouf neuerlich über eine Keule verfügte, mit beinahe menschlicher Klugheit geantwortet. Es ließ sofort die Keule, die es im Maul hielt, mit einer heftigen Kopfbewegung fallen. Die Keule rollte seitwärts und über die Klippen ins Wasser, wo sie schwamm, bis sie ein in seinem Rajat herbeipaddelnder Eskimo aufging.

Gleichzeitig ließ das Tier mit aller Wucht seine beiden Vorderlappen auf Veloufs Schultern fallen und suchte ihn mit der ungeheuren Wucht seines Körpers niederzudrücken. Obgleich Veloufs Knie einnickten, ließ er doch nicht auf das Tier los, sondern kletterte ihm bloß seine Keule entgegen. Das Tier warf seinen Kopf vor, um sich in die Keule zu verbeißen, und Velouf laut, von der Wucht, die auf ihm lastete, halb erdrückt, zusammen. Aber gerade diese Bewegung des Tieres, dieses Vorwärtsbeugen und Zubeißen hatte er herbeiführen wollen, denn nun hatte sein Hintermann Monouf die schönste Gelegenheit, über Velouf hinweg dem Vatu-Verjar mit seiner Keule in das entgegengebückte Haupt zu langen und ihm mit aller Kraft über die Nase zu hauen. Das Tier laut zusammen, wie vom Blitz gefaßt. Velouf konnte sich nur mit einem lähnen Seitensprung retten. Wäre das Tier auf ihn gestürzt, so hätte es ihm wohl alle Knochen gebrochen. So aber glitt Velouf bloß aus und nahm ein eisfaltenes Bad in den Fluten, aus denen er aber sehr bald und ohne Hilfe ans Land krabbelte.

Das Wort im Tonfilm

Von Rolf Lauckner

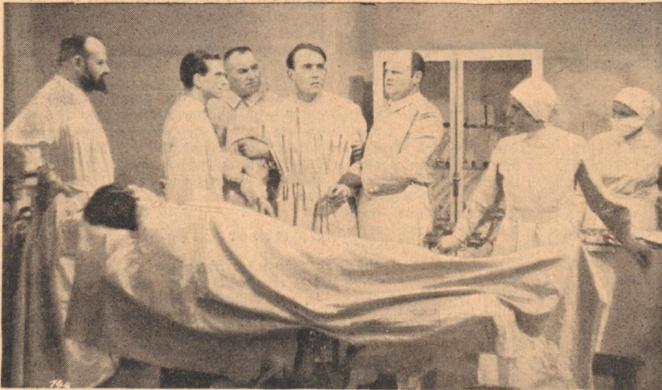


Traumgesicht! Der junge Arzt (Mathias Wiemann) wandert in schweren Traumkämpfen durch die „Gallen des Zweifels“.
Eine typische Szene aus dem neuen Hochbaumfilm „Die ewige Maske“.

Der Versuch eines Die ewige Maske psychologischen Films

Werner Hochbaum, eine der eigenwilligsten Schöpfergehaltnen unter unseren Filmregisseuren, der in Filmen wie „Morgen beginnt das Leben“ und „Vorstadtvorstadt“ eigene Wege ging, hat jetzt den Versuch eines psychologischen Films unternommen. Der Film verliert das Schicksal eines jungen Arztes zu schildern, der an einer Patientin ein Experiment mit einem neuen Serum unternimmt und, als die Patientin stirbt, seinen schweren Seelenkonflikt in eigenartigen

Wahnbildungen durchkämpfen muß. Mit Darstellern wie Mathias Wiemann (dem „Johannes“ aus „Victoria“), Peter Petersen (dem Arzt aus „Maskerade“) und Olga Tschadowa hat Hochbaum das große Wagnis unternommen, eine Filmphantasie zu schaffen, die größte Anforderungen an den Zuschauer stellt. Auf der letztjährigen Biennale in Venedig wurde „Die ewige Maske“, die jetzt erst in Deutschland zur Aufführung kommt, mit einem hohen Preis ausgezeichnet.



Am Totenlager seiner Patientin verfällt der junge Arzt in Wahnsinn. In der Mitte zwischen den Wärtinnen Mathias Wiemann, ganz links Peter Petersen als Geheizer.



Die große Auseinandersetzung zwischen Geheizer (Peter Petersen) und Experimentator (Mathias Wiemann).
Aufnahmen: Europa-Film.

Der bekannte Dramatiker Rolf Lauckner, der neuerdings auch als Filmdichter tätig ist, legt sich hier mit der brennenden Frage der Wortgestaltung im Film auseinander.

Die Ermüdung der Zuschauer gegenüber den Tonfilmen, die in allzu ähnlicher Weise immer wieder dieselben Dinge vorbringen und die gleiche Schlusswendung besitzen, ist womöglich noch größer geworden, und man zerbricht sich nun den Kopf, auf welche Weise die Krise des Tonfilms überwunden werden könnte. Die Krise ist da, das kann nicht bestritten werden, — wo aber die Ursache der Krise liegt, darüber wird noch lebhaft gestritten. Diese Streitfragen gehen jedoch alle am Wesentlichen vorbei, nämlich an der Wirkung und Verwendung des Wortes im Tonfilm, die mit ganz wenigen Ausnahmen von den Filmschaffenden noch gar nicht erkannt worden ist.

Welche wesentliche Bedeutung hat das Wort im Tonfilm? — Auf diese einfachen Dinge zurückzugehen, ist hier notwendig, um von vornherein Klarheit zu schaffen. Das Wort hat die Aufgabe, das Innenleben eines Menschen zum Ausdruck zu bringen, ihn zu charakterisieren, künstlerisch gesprochen: den Menschen zu gestalten! Aus den so geformten Menschen erwachsen dann die Handlungen, die Konflikte und alles andere. Demgegenüber kommt im heutigen Tonfilm dem Wort die völlig untergeordnete Funktion zu, die bildhaft dargestellten Vorgänge zu wiederholen, nachzumalen oder zu illustrieren. Diese Einengung gegenüber der unendlichen Fülle des lebendig gestaltenden Wortes ist es nun, die den ganzen Tonfilm in Frage zu stellen begonnen hat. Die Handlung wird beinahe regelmäßig nach den bewährten Grundregeln des Stummfilms in Bilder aufgeteilt, und ein Dichter oder Schriftsteller erhält den Auftrag, diese Bilder durch hinzugefügte, gesprochene Worte zu erklären oder zu beleben.

Den Unterschied zwischen dem illustrierenden und dem gestaltenden Wort kann man nur an Beispielen klarmachen. Nehmen wir einmal folgendes an: wir sehen im Bilde einen Bildner, der sich über den erledigten Reihobol neigt. Der heutige Tonfilmdichter würde ihn entweder (die Situation beschreibend) sagen lassen: „Da liegt der Reihobol“... oder (die Handlung weitertreibend und im voraus beschreibend) etwa: „Und morgen liegt der Förster ebenso!“ Auch der Dichter, der durch das Wort gestaltet, würde zu diesem Bild die verschiedensten Ausdrücke formen können, teils erinnerungsmäßig, teils ironisch oder perspektivisch, etwa: „Ein Tier sitzt wie ein Mensch“ — oder „Noch gestern hab ich mir geschworen...“ Je nach dem Charakter des dargestellten Menschen kann der Dichter eine Fülle von Ausdrücken finden, während das illustrierende Wort gar keinen Menschen zum Ausdruck bringt, sondern nur den im Bildablauf liegenden Sinn.

Es versteht sich, daß der geschicktere Wortformer nach Möglichkeit die direkte Ausdrucksweise des herangezogenen Beispiels vermeiden wird. Der Grundlag bleibt aber dabei unberührt. Er sagt vielleicht statt: „Da liegt er“ — etwa: „Blattschub!“ — ohne jedoch von innen her, vom Erlebnis kommend die Freude eines Bildschülers damit gestalten zu wollen, — dieses geschickte halbe Gestalten mit halben Worten ist vielleicht das Schlimmste, was im Tonfilm in Erscheinung treten kann, es verwischt alle Begriffe und führt unweigerlich zum Klischee!

Nach diesen Beispielen darf wohl gesagt werden, daß die Aufgabe des zukünftigen Tonfilms nicht die Frage der Vorherrschaft von Bild oder Ton enthält, nein: die Aufgabe besteht darin, die Bedeutung des Wortes richtig zu sehen und entsprechend richtig zu verwenden. Die Erziehung der Vorherrschaft des Wortes ist schon deshalb überflüssig, weil eine solche sofort zur Verwechslung von Bühne und Film führen würde. Aber mit der Bühne und ihrer künstlerischen Gegebenheit hat der Film absolut nichts zu tun. Um es in Extremen zu sagen: Shakespeares „Sommer-nachtsstraum“ als Tonfilm aufzunehmen, ist grundfalsch, hingegen ist die Gestaltung wie in „Es geschah in einer Nacht“ grundfalsch richtig. Im Film stellt nämlich die rückwärtslos wirkliche Kamera Ort und Handlungsablauf fest. Die Worte, dieser Bildbegleitung völlig verhaftet, müssen nun ebenso real, klar und einfach die inneren Vorgänge, die Charaktere und Handlungsabläufe zum Ausdruck bringen. Sonst fällt alles auseinander und führt das schrecklichste Gespenst des Films herauf, die Langeweile. Deshalb verlagen auch alle an sich starken Bühnenstücke, wenn man sie ohne weiteres in den Film „überlegt“. Ergeben sich daraus Abgrenzungen des Bühnenwortes, so öffnen sich dem gestaltenden, nicht illustrierenden Tonfilmwort die ungeheuersten Räume neuer Wirkungsmöglichkeit. Welche Bereicherung ergibt sich allein aus der vollkommenen Freiheit von Raum und Zeit! Und dann vor allem natürlich durch die mitgehende Optik selbst, die jeden Ausdruck, jede Stimmung, jeden Konflikt und jede Erregung gewaltig steigert!

Die großen Handlungen mit ganz großen Hintergründen sind gar nicht nötig, wenn erst einmal das gestaltende Wort als Wirkungsfaktor am Filmwerk teilnehmen wird. Einige Beispiele aus der letzten Zeit deu-

ten diese riesigen Möglichkeiten bereits an. Denn was zieht die Mengen immer wieder in die Lichtspielhäuser? Die Sehnsucht nach dem gemeinsamen Erlebnis. Und zwar nach dem Erlebnis schlechthin, nicht nur nach dem Augenerlebnis, wie man immer noch anzunehmen scheint. Wieviel leichter und auch billiger vermag das gestaltende, in richtiger Verbindung mit der Optik spürende, treibende und zündende Wort diesem Bedürfnis immer wieder neu und spannend zu entsprechen!

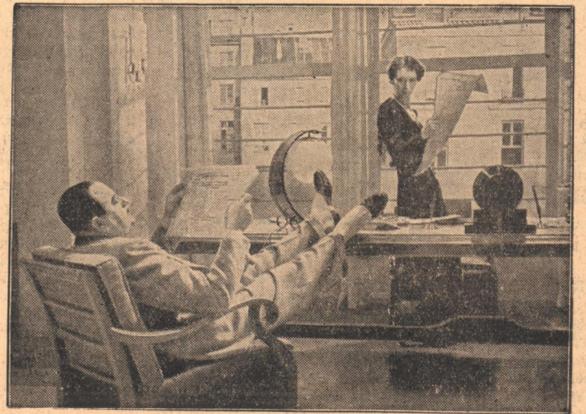
Es kann kein Zweifel sein, daß auf diesem Wege der rechte deutsche Volkfilm entstehen wird, der sich auch auf dem Weltmarkt Geltung verschafft, weil er national und ganz aus der Sprache der Nation heraus gestaltet worden ist. Mit halben Worten vermag sich das nicht auszudrücken, was aus dem Erlebnis strömt, — und gerade auf dieses Erlebnis kommt es an! Ohne Erlebnis keine Kunst, diese alte Weisheit drängt sich einem heute wieder einmal allenthalben auf.



Ein neues Filmgesicht:
Viktor Staal
als Pierre Lamenbin in dem Ufa-Film „Donogoo Tonka“
Phot. Ufa.

„Donogoo Tonka“

Der neue Film Reinhold Schünzels

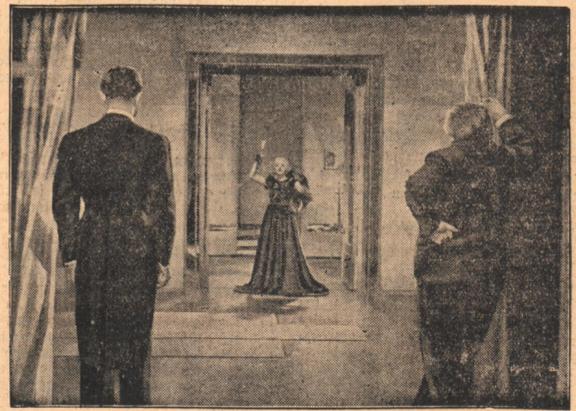


Der Gründungsprospekt der Donogoo Tonka A.-G. ist erschienen.
Arbert Wäscher und Lina Schneider in dem Ufa-Film „Donogoo Tonka“
Phot. Ufa.

Nach seinen großen Erfolgen mit „Viktor und Viktoria“ und „Amphitruon“ hat Reinhold Schünzel, der eleganteste unter all unseren Lustspielregisseuren, der „Mann mit der leichten Hand“ jetzt nach dem Theaterstück des Franzosen Jules Romain „Donogoo Tonka“ einen lustigen Abenteuerfilm geschaffen, der das Schicksal einer geheimnisvollen Stadt zum Vorwurf hat und mit Anny Ondra in der Hauptrolle eine große Reihe burlesker Einfälle auf die Leinwand zaubert. Neben dem lustigen Volksstück wie „Jolanthe“ und „Kraus im Hinterhaus“ verdient auch diese Art des Filmkultspiels größte Beachtung, da sie vor allem auch international dem deutschen Film viele Freunde gewinnt. Unsere heutigen Bilder zeigen einige lustige Szenen aus diesem Film.



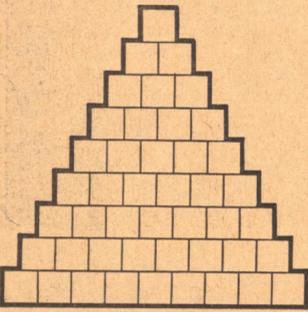
„Ihr Freund, der Eisemann“
Anny Ondra und Wil Dohm im Ufa-Film „Donogoo Tonka“
Phot. Ufa.



Es lebe Donogoo Tonka
Viktor Staal, Anny Ondra und Albert Florath im Ufa-Film „Donogoo Tonka“
Phot. Ufa.

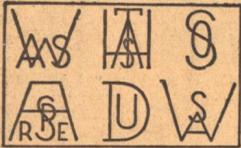
- Rätheln -

Räthelpyramide



Durch Hinzufügung eines neuen Buchstaben und Umstellung der vorhandenen Buchstaben entstehen neue Wörter folgender Bedeutung: 1. Konjunkt, 2. französische Insel, 3. Bild, 4. bewaffnete Macht, 5. Wagnis, 6. Schneidewerkzeug, 7. laute Ruf, (Mehrzahl), 8. Kriegsgewinnler, 9. Büroangestellter.

Monogrammrästel



Die sechs Wörter ergeben, entziffert und richtig umgeordnet, einen Spruch.

Gruppenrästel

age - aus - bit - hl - der - eew - ein - eit - ges - igl - man - min - ngt - ist - ute - von - was - zur.
Die Buchstabengruppen sind umzustellen und so aneinanderzureihen, daß sie, im Zusammenhang gelesen, ein Satz von Schiller ergeben.

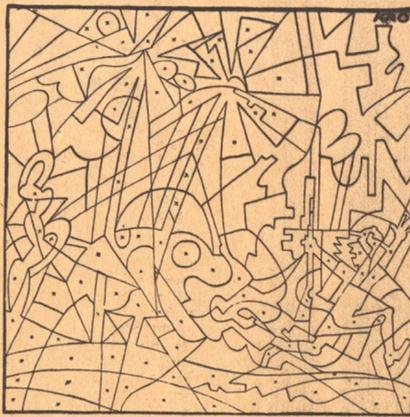
Suchrästel

Gehalt - Eimer - Anis - Voltaire - Nflam - Ehrlichkeit - Antenne - Montag - Laetare - Fuhta - Sichel - Ratter - Kurde - Messer - Schlei - Bier - Mes-

nil - Nichts - Gera - Glaube - Nuntius - Grundwasser - Mississippi - Medium - Arnika - Kuchtopf - Koffer - Eisenbahn - Trenne - Maafiter - Midas - Zwingli - Angst - Notdurft - Weibrauch - Richte - Generalfeld - Mittelmeer - Urheber - Koeln - Wunder - Eremit - Schrant - Irland - Regenbogen.
Vorstehenden 45 Wörtern sind je 3 (dem letzten nur 2) aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen.
Die entnommenen Zeichen in gegebener Reihenfolge aneinandergereiht, ergeben einen Ausspruch aus Goethes „Faust“ (H = 1 Buchstabe, ä = ae; ö = oe).

Wer hat richtig geraten?

Kreuzworträstel: Magischer Diamant: 1. A, 2. A, 3. A, 4. A, 5. A, 6. A, 7. A, 8. A, 9. A, 10. A, 11. A, 12. A, 13. A, 14. A, 15. A, 16. A, 17. A, 18. A, 19. A, 20. A, 21. A, 22. A, 23. A, 24. A, 25. A, 26. A, 27. A, 28. A, 29. A, 30. A, 31. A, 32. A, 33. A, 34. A, 35. A, 36. A, 37. A, 38. A, 39. A, 40. A, 41. A, 42. A, 43. A, 44. A, 45. A.
Senkrechte: 1. A, 2. A, 3. A, 4. A, 5. A, 6. A, 7. A, 8. A, 9. A, 10. A, 11. A, 12. A, 13. A, 14. A, 15. A, 16. A, 17. A, 18. A, 19. A, 20. A, 21. A, 22. A, 23. A, 24. A, 25. A, 26. A, 27. A, 28. A, 29. A, 30. A, 31. A, 32. A, 33. A, 34. A, 35. A, 36. A, 37. A, 38. A, 39. A, 40. A, 41. A, 42. A, 43. A, 44. A, 45. A.



Magische Quadrate: 1. A, 2. A, 3. A, 4. A, 5. A, 6. A, 7. A, 8. A, 9. A, 10. A, 11. A, 12. A, 13. A, 14. A, 15. A, 16. A, 17. A, 18. A, 19. A, 20. A, 21. A, 22. A, 23. A, 24. A, 25. A, 26. A, 27. A, 28. A, 29. A, 30. A, 31. A, 32. A, 33. A, 34. A, 35. A, 36. A, 37. A, 38. A, 39. A, 40. A, 41. A, 42. A, 43. A, 44. A, 45. A.

Wir schwärzen an

Das ist einmal ein Durcheinander von Strichen. Kein Mensch kann erkennen, was sie eigentlich bedeuten sollen. Aber wir werden schon dahinterkommen. Schwarze Tafelher, oder einen Kreidebrett - Bleistift tut's auch - und nun die mit einem kleinen Kreuz bezeichneten Flächen angschwärzt. Wenn wir fertig sind, haben wir einen richtigen Schattenriß.

22. Dom, 23. Ema, 24. Ase, 27. Erut, 28. Atlas, 29. Sam, 31. As, 32. Es, 34. Los, 35. Erl, 36. Ido, 37. Aie.
freager, 20. Almenan, 21. Conellum. - Nach dich auf und hoch dich an, reile mal "n" bisser rum.
Denkbaraufgabe: Wenn es im Zimmer warm ist und draußen kalt, schlagen sich an den schwebenden Fensterblenden die Luftströme nieder. Die Schwere ist geforen. Aber diese Eiströme liegen natürlich auf der Innenseite, so daß es nicht auf möglich ist, von draußen eine Zigarette in diese Richtung zu ragen.
Umstärkriß: Bertin, Robert, Irland, Erfurt, Delfau, Nagalan, Inlett, Coral, Damiel, Statel, Sellen, Ameise, Blante, Enjan, Rische = Friebrichsbajn.

Zigaretten

God ist ein starker Zigarettenraucher.
„Welche Zigaretten rauchen Sie am liebsten?“
„Fremde.“
„Englische? Französische?“
„God schüttelt den Kopf.“
„Nein, fremde. Die anderer Leute.“

Marianne war in Partenkirchen.
„Ich habe einen fabelhaften Skifahrer“, erzählt Marianne, „er lehr mich Skifahren. Durch ihn erfahre ich alles, was dazu nötig ist.“
„Und was hast du bis jetzt erfahren?“
Marianne lächelt:
„Daß er dreißig Jahre alt ist, noch nicht verlobt ist, reiche Eltern hat und sich Peter nennt.“

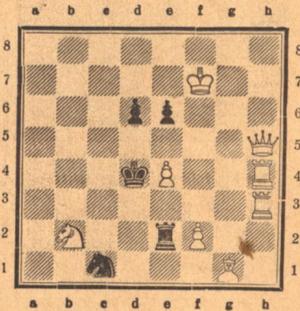
Skifahrer fährt zum Winterport.
Skifahrer ist praktisch.
Anker den Skiern, die er aufgibt, nimmt er nichts mit.
„Nur eine riesige Tüte Proviant für die Bahnfahrt.“
Zwei alte Medertanten sitzen im Abteil.
Marianne lächelt über Skifahrers Tüte lustig.
„Sie reiten nur mit einer Tüte?“
Skifahrer schüttelt den Kopf:
„Nein. Noch mit zwei alten Schachteln!“

Schach

Folge 10 - 8. März 1936

Problem Nr. 9

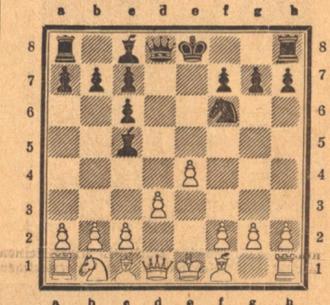
Monteiro de Silveira, Rio de Janeiro



Matt in 2 Zügen

Reinfälle mit Damen

Auf den 64 Feldern kann man allerhand erleben, auch hier ist man nicht sicher, daß man zuletzt nicht doch der Dumme bleibt, wenn man zu sehr mit der Dame des Gegners kokettiert. Draufische Beispiele hierfür liefert uns die Eröffnungstheorie. In der „Russischen Partie“ entsteht nach den Zügen: 1. e4, e5 2. e3, e6 3. e3, e6? 4. e6, d:c 5. d8, e6 folgende Stellung:



Schwarz droht jetzt mit dem unangenehmen Sg4! Was tun? Wichtig ist hier das bescheidene e2; aber man kann doch auch fesseln mit Lg5; das gefährliche Kf3 kann doch dann nicht weg! Also stehen wir wohlgenut Lg5! - und schon sind wir reingetreten! 6. Lg5??, e4!! Was schert mich Weiß, was schert mich Kind! Nimmt jetzt Weiß in seiner Harmlosigkeit die schwarze Dame, so wird er nach e6: mit Lf2+ 8. Kd2, Lg4+ erbarungslos mattgesetzt.

Einen ähnlichen Reinfall kann man im Damengambit erleben. Nach den Zügen: 1. d4, d5 2. e4, e6 3. e3, e6 4. Lg5, e6? kann man leicht in die Verlockung kommen den Ld5 zu erobern, da doch der e6 gefesselt ist. 5. c:d, e:d 6. e6:!, e6:!! 7. e6:!, e6:!! und nach dem erzwungenen d:d bleibt Weiß nach dem Schlagwechsel e6: 8. Kd2, e6: mit einer Figur im Rückstand.

G. Hume †

Ein unerwarteter Verlust hat die Problemfreunde getroffen. George Hume, der noch am 16. Dezember des vorigen Jahres in Frische seinen 78. Geburtstag feiern konnte, ist nicht mehr. Er war 1862 in Leith in Schottland geboren. Mit 17 Jahren gewann er Interesse für das Aufgabensach und wurde bald einer der bedeutendsten Vertreter der sogenannten Englischen Schule. Seit langen Jahren verwaltete und mehrte er getreulich in seinem Heim „The Haven“ zu West-Brigsford bei Nottingham die große Aufgabensammlung Alain C. White's, die er in gewissenhafter Arbeit auf Wunsch und Anfrage jedem dienstbar machte. Preisrichter in Aufgabensachwerken und Schachschrittleiter hielten sich bei ihm Auskunft und Sicherheit über Originalität der ihnen vorliegenden Aufgaben. A. C. White hat seinem treuesten Mitarbeiter ein schönes Denkmal gesetzt in dem Weihnachtsbuch 1925 „Changing Fashions“, das 150 ausgewählte Schachaufgaben des Verstorbenen enthält. Er selbst hat sich die große Gemeinde der Problemfreunde zu immerwährender Dankbarkeit verpflichtet, durch die Liebe und Sorgfalt, mit der er die Herausgabe so vieler schöner Bände der White'schen Weihnachtsbücher beforzt hat. Tiefdankbaren Gedenks denkt die Problemwelt seiner in Trauer! In seinen Werken lebt er fort!
(Deutsche Schachblätter.)

Lösungen von Nr. 3-6 in der nächsten Folge.

HUMOR

Diplomatisch ausgedrückt
Der Tertianer Peter kam nach Hause.
„Vater, erkennst du dich noch an die Geschichte, wie du in der Tertia sitzengelieben bist?“
Der Vater brummte vertlegen:
„Gewiß, gewiß.“
Der Tertianer Peter strahlte:
„Selbstam - wie sich doch alles in der Welt wiederholt!“

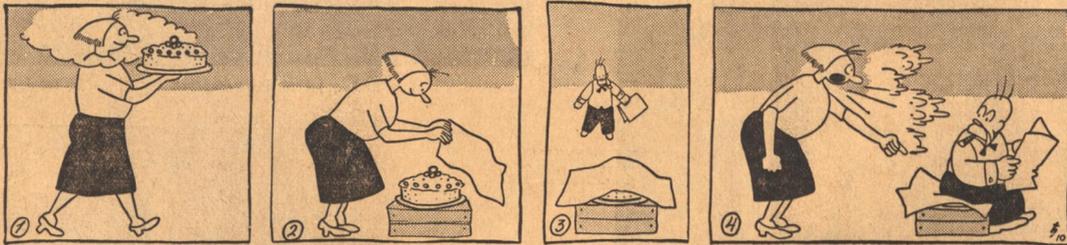
Paradies
Das kleine Mämmchen kam zur Mutter:
„Mutter, wie ist es im Paradies?“
Die Mutter leuchtete:
„Wie in unserer Wohnung, wenn Vater im Büro ist und deine fünf Brüder in der Schule!“

Vormerkungsvolle Frage
Pflisch und Plumm spielen Karten. Schreit Pflisch:
„Guck mir nicht in die Karten!“
Brummt Plumm:
„Wozu? Ich habe doch selbst gegeben!“

Des Nachbarn Klage
Neben Stuz wohnt ein berühmter Konzertpianist.
Der Konzertpianist spielte die neunte Mazurka von Chopin. Fünffachmal hintereinander. Jeden Tag. Seit fünfzehn Jahren.
Stuz sein Verhängnis:
„Ich bewundere dein künstlerisches Gewissen!“ Stuz rüßte:
„Nennendern Sie lieber meine Geduld - ich bin seit fünfzehn Jahren sein Nachbar!“

Genauere Ansicht
Möbius hat sich Möbel gekauft.
Vor einem Jahr. Heute steht die Wohnung leer.
„Was hast du mit den Möbeln gemacht, Möbius?“
„Verilbert.“
„Und das Silber?“
„Vermöbelt.“
Es war auf einer Sprunghöhe von Klüßbühl.
Standen dort zwei Freundinnen.
„Ist es wahr, Mary, daß deine Verlobung wieder zurückgegangen ist?“
Fragte die Freundin:
„Welche meinst du?“

Adamson liest die Zeitung



• Foto-Epik •

Personen-Aufnahmen

Bei unseren bisherigen Arbeiten handelte es sich in der Hauptsache um unbeliebte Motive, denen Lebewesen oder bewegte Objekte nur als irgendwie begründete Staffage dienten. Dabei bestand unsere Hauptaufgabe bekanntlich darin, eine in allen Punkten befriedigende Bildwirkung zu erzielen. (Bildauschnitt, Linienführung, Verteilung von Licht und Schatten).
Die Aufgabe, die uns beim Photographieren belebter Objekte gestellt wird, ist eine grundsätzlich andere. Wir sollen nämlich versuchen, das Lebewesen als solches wiederzugeben. Selbstverständlich ist auch hier eine bildmäßig befriedigende Wirkung vorauszusetzen und für die künstlerische bzw. Gesamtwertung der Aufnahme sogar bestimmend. Ausschlaggebend aber wird zuletzt immer sein müssen, daß das Objekt im Bild „lebendig“ erscheint, - also das, was wir bei Personenaufnahmen vielleicht als sog. „Menschlichkeit“ bezeichnen.
Diesen Zweck der Aufnahme erreichen wir verhältnismäßig am leichtesten, wenn wir Personen in Aktion (in Bewegung) photographieren. Dabei ist aber zu bedenken, daß

das „Stehbild“, wie wir heute zum Unterschied vom bewegten Kinobild sagen, immer nur eine zeitmäßig eng begrenzte Phase einer bestimmten Bewegung wiedergeben kann, - und eben darin liegt die größte Gefahr der im Stehbild festgehaltenen Bewegung: die erstarre Bewegung hört auf, „Bewegung“ im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein und wird u. U. zur „gestellten“ Aufnahme, zur Pose. - Wir haben also darauf zu achten, daß die photographierende Bewegung natürlich und völlig unangewungen erfolgt. Um das zu erreichen, gibt es bei Personenaufnahmen zwei Möglichkeiten.
Die erste ist der sog. Schnappschuß, d. h. die mit oder ohne Wissen der aufzunehmenden Person und ohne weitere Vorbereitung gemachte (kurze) Momentaufnahme. Sie kann gelingen - und gibt dann in vielen Fällen das Beste, was wir zu leisten vermögen, - sie wird aber ebenso oft und öfter noch „vorbeigelungen“, zumindst bildmäßig! - Sicherer ist deshalb allemal der zweite Weg, den wir an Hand eines kurzen Beispiels erklären wollen.
Aufgabe: Großmutter am Kaffeetisch.

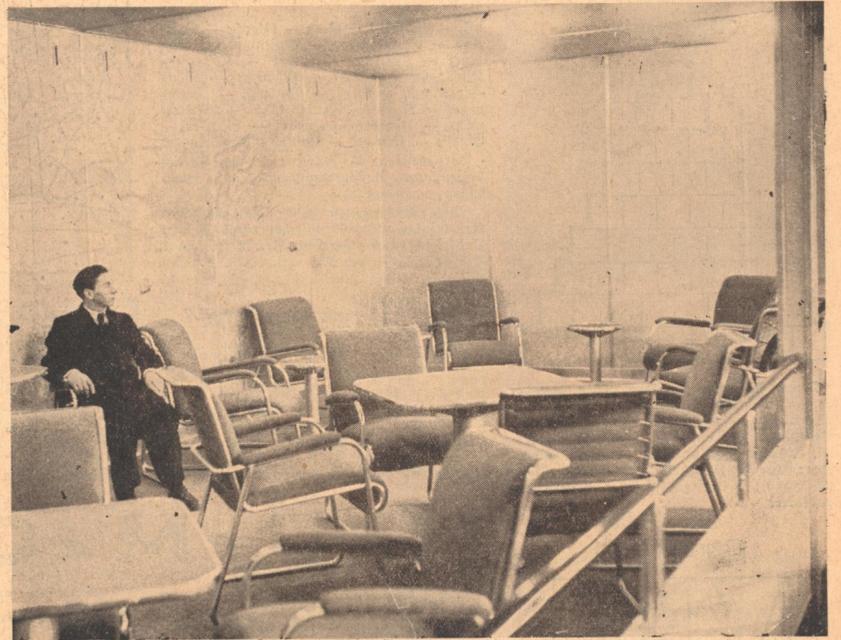
Fisch. Die alte Dame setzt sich gemütlich zurecht, wir haben Mühe, den richtigen Standpunkt und die günstigste Beleuchtung zu wählen und die Entfernung genau einzustellen. Nachdem die übrige Einstellung (Blende und Zeit) erfolgt ist, lassen wir unter „Objekt“ nun ganz unangewungen hantieren: Großmutter ergreift die geliebte Kaffeekanne und gießt in die Tasse den Kaffee, stellt die Kanne wieder nieder und bedient sich weiter, - rührt den Zucker fleißig um, führt schließlich die Tasse zum Mund. - Bei völliger Unbefangenheit der Alten können wir schon gelegentlich dieser „Aufnahmeprobe“ bei der einen oder anderen typischen Bewegung den Auslöser betätigen, - andernfalls lassen wir zu diesem Zweck nochmals alles wiederholen. - Der Vorgang mag sich umständlich lesen: spielt sich in Wirklichkeit aber wesentlich einfacher ab und ist die einzige Möglichkeit, unter Vermeldung unnützer Fehlversuche ein wirklich lebendiges Bild zu bekommen, mit dem man auch vor kritischen Augen bestehen kann.
Auf die Praxis angewandt, werden wir Kinder also beim Spiel oder sonst einer ihrem Alter entsprechenden Betätigung zu beobachten suchen, Erwachsene - wie die Großmutter in unserem Beispiel - nehmen wir bei ihrer Lieblingsbeschäftigung oder im Gespräch mit anderen auf. Im letzteren Falle ist darauf zu achten, daß der Mund im Augenblick der Aufnahme nur wenig geöffnet erscheint. Ob die Augen auf das Objekt gerichtet sein können oder sollen, muß sich aus der Situation und der natürlichen Haltung des Kopfes ergeben. Unangewungenheit ist auch hier grundsätzliche Bedingung.

Was nun die „mit Recht so beliebte“ Gruppen-Aufnahme anbelangt, so läßt sie sich vom rein künstlerischen Standpunkt zwar nur sehr selten rechtfertigen, aber schließlich wird es immer wieder Anlässe geben, bei denen sie (schon aus Gründen persönlicher Gefälligkeit) nicht zu umgehen ist. Immer achte man auch hier auf mögliche Unangewungenheit - so wohl in der Gruppierung als auch in der Haltung und Bewegung des einzelnen. Vor allem vermeide man „symmetrischen Aufbau“ und gestelle Personen, die allemal klüßig, wenn nicht lächerlich wirken.
Zur Erreichung gleichmäßiger Schärfe des Bildes ist es vorteilhaft, wenn die einzelnen Personen sich in möglichst gleicher Entfernung vom Objektiv befinden, sich also gewissermaßen halbkreisförmig gruppieren. - Starke Abblendung dient demselben Zweck, erhöht die Rand- und die Tiefenschärfe. Durch den letzteren Umstand, d. h. infolge gleichmäßiger Schärfe bis zum letzten Hintergrund, muß zwar das Gesamtbild an Plastizität verlieren die Details der Gesichter aber werden desto deutlicher hervortreten. Wir werden also, wenn irgend möglich, Personen auch nie im vollen Sonnenlicht aufnehmen, die Personen werden stets einen gezwungenen Gesichtsausdruck und meist eine ganz unvorteilhafte Verteilung von Licht und Schatten ergeben. Also lieber kurze Zeitaufnahmen (anknapp Moment) machen mit kleinerer Blende, die infolge Erhöhung der Schärfe das Gesicht lebendiger und damit „ähnlicher“ werden lassen! - Wer ein überiges tun will, schalte ein helles Gelbfilter vor, was freilich fast eine Verdoppelung der Belichtungszeit zur Verbingung macht.

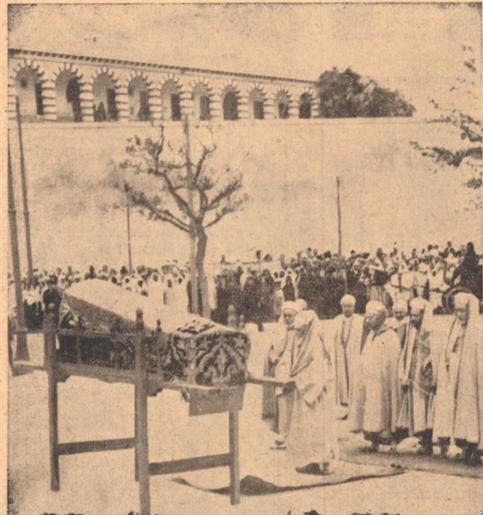


Erstes Training für Berlin!
An der kalifornischen Küste trainieren schon Amerikas Achtermannschaften für die Ruderwettkämpfe der Sommerolympiade

„LZ 129“ ein Wunderwerk deutscher Technik

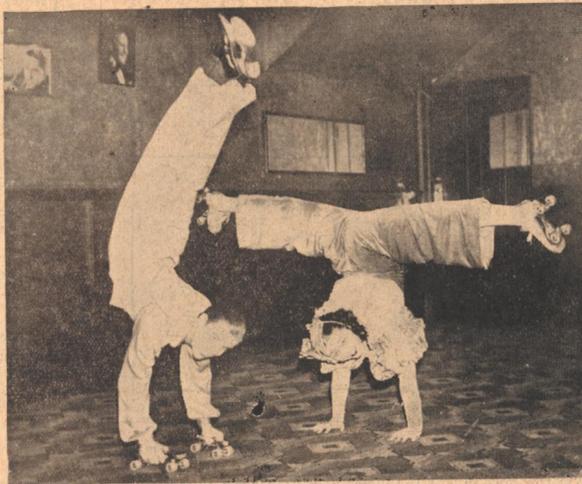


LZ 129, das Wunderwerk der Technik, birgt Rauchsalon und Brausebad, Treppenhaus und Aufzüge. Unser Bild zeigt einen Blick in einen Passagierraum. Aufnahme: Presse-Photo

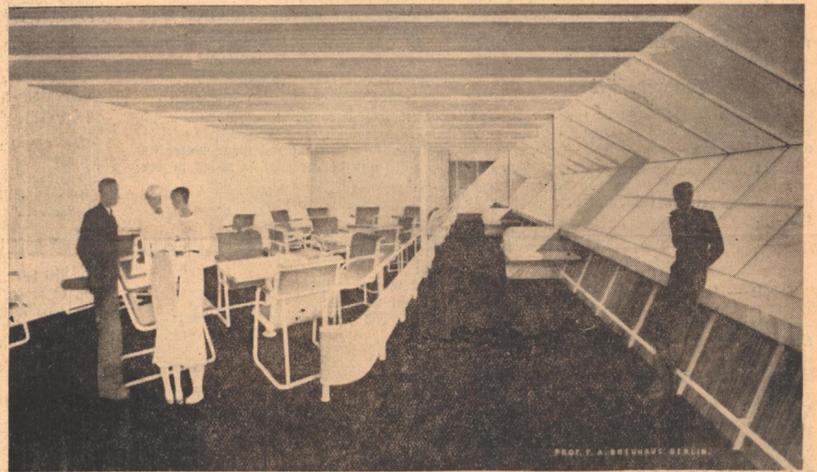


Der Bey von Tunis ist kürzlich gestorben und wurde nach alter tunesischer Sitte feierlich öffentlich aufgebahrt

Bilder der WOCHE



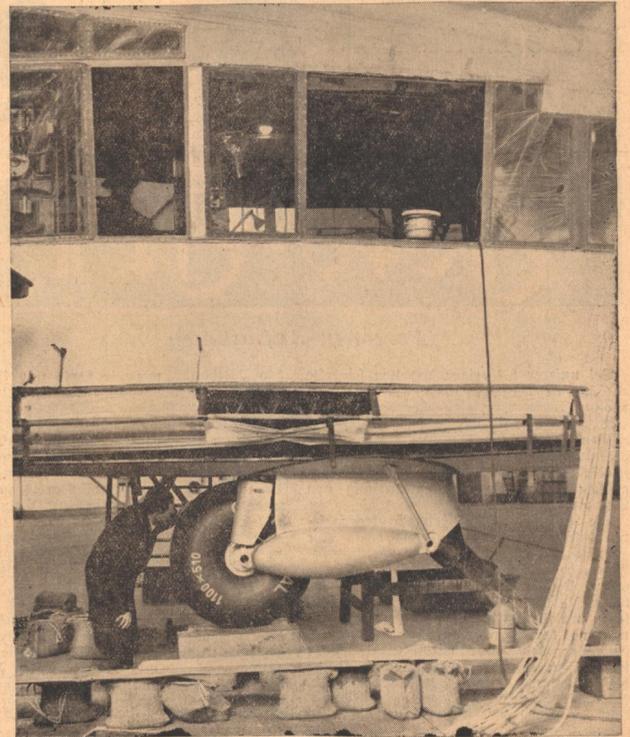
Rollschuh auf den Händen ist die neueste Sensation eines großen Londoner Varietés. Unser Bild zeigt Dick, den 18-jährigen auf Händen laufenden Rollschuhläufer mit seiner Partnerin Dot. Presse-Photo (3)



Auch auf dem Promenadendeck kann man sich wohl fühlen. Modellbild Kletter Brethaus



Der erste Gastriebwagen
Wie bereits in der Automobilindustrie hat man nun auch im Eisenbahnbetrieb die Vorteile, Motore mit heimischen Kraftstoffen anzutreiben, zum Erfolg führen können: Auf der Oberbrunn-Bahn wurde der erste brauchbare Anthracitgastriebwagen der Welt vorgestellt. Er wird ebenso wie der Holzgastriebwagen dieser Bahn ausschließlich mit einheimischen Kraftstoffen betrieben. Nur der große Sinter an der Front des Wagens, der hier gerade gefüllt wird, unterscheidet ihn von anderen Fahrzeugen seiner Art. (Weltbild, R.)



Eine wichtige Neuerung ist das Aufsteigrad unter der Führergondel, das bei den Landemaneuvern wesentliche Erleichterungen bringt. Presse-Photo